

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31533-8

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).

In hoc mundo me extra me nihil agere posse . . .  
Geulincx, *Ethica*

Ann Grace Mojtabai

MUNDOME

Roman

S. Fischer

*Mundome*

ist eine mit Bedacht

gewählte ungrammatische Wortkonstruktion,  
eine gewaltsame Aneinanderfügung von Worten,  
die ohne einen zusätzlichen Eingriff oder Bezug  
nicht miteinander verschmelzen können.

Aus dem Amerikanischen  
von Willi Köhler

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Mundome«

Erschienen bei Simon and Schuster, New York 1974

© 1974 by A. G. Mojtabai

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagentwurf: Roswitha + Eberhard Marhold

Satz und Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege

Einband: Ludwig Fleischmann, Fulda

Printed in Germany 1978

ISBN 3 10 050401 1

Für »Mosquito«, Sid –  
und  
*ganz besonders*  
für Henrietta Gilden



Denke ich an unsere Bibliothek, denke ich an nicht weniger als an das Archiv menschlicher Vermächtnisse, an die Heimstatt der Menschheitserinnerung, nein weit mehr als eine Heimstatt, nämlich die Erinnerung selbst, ja mehr noch als Erinnerung, vielmehr die mählichen Ausscheidungen des Geistes – Vergeblichkeit und Ergebung, Wahn und die gemartete Rose der Weissagung, zerfleddert, doch noch nicht verdorrt. »*Excrementum spiritus*«, meint Arragan-Horgan. Wir lassen alles herein.

Allen gewähren wir Einlaß, den Weltfremden, den Gelehrten ohne Talar, den Mühseligen und Beladenen, den Kranken. Für uns sind sie alle »Leser«, ohne Unterschied. Erst in der letzten Woche verschied einer unserer Leser über der *Encyclopaedia Britannica*, seinem letzten Halt; er starb bei der Lektüre der Eintragung über das Leben des Lachses. Wir bemerkten es erst gegen Abend, als wir schließen wollten, und da waren seine Finger bereits blau. Ein sauberer Tod, der Tod eines alten Mannes, der so natürlich starb, wie alte Männer eben sterben – an Altersschwäche.

Viele Leser kommen von der Straße herein, nur um sich ein wenig aufzuwärmen, ein Nickerchen zu machen, oder weil sie die Nähe von Menschen suchen, ohne dafür Eintritt zahlen zu müssen. Leute, die nicht wissen, wo sie bleiben sollen, beinahe alle aus einfachen Kreisen. Sie

breiten eine feine Schicht von Elend wie Seidenschleier über Tische und Stühle aus. Und über den weißen Buchseiten verströmen sie ausgiebig ihr Blut.

Und wir Bibliothekare? Sind wir Mönche, Mäuse oder Kassierer hinter Schalterfenstern in kleinen düsteren Verschlagen? Alle Flüchtlinge, die diesem oder jenem zu entkommen trachten, sie alle sind hier willkommen. Musiker ohne Arbeit, Staatenlose, Arbeitstiere, unveröffentlichte Dichter, Träumer, Gralshüter, wandelnde Leichen, die niemals Seienden, die beinahe schon Gewesenen – alles Mitarbeiter für unsereins. Einsam wie Leuchtturmwärter, hegen wir für Bücher eine besondere Zuneigung. Bücher sind für uns Freunde, Liebhaber und ungeborene Kinder.

Sofern Sie unsere Arbeitsweise so gut kennen wie ich, dann können Sie sich vorstellen, wie überrascht ich war, als Mr. MacFinster, der Abteilungsleiter, mich in sein Büro kommen ließ, um mir die bevorstehende Ankunft eines Experten für Arbeitseffizienz anzukündigen.

»Wann?« fragte ich, da mir nichts Besseres einfiel.

»Bald! Schon bald!« erwiderte er mit erhobener Stimme.

»Wie bald genau? In den nächsten Minuten? Morgen? In einer Woche? In einem Monat oder in zwei?«

»Ehrlich, ich weiß es nicht.« MacFinster versuchte sich an einem Lächeln, ohne sonderlichen Erfolg. Der Lack blätterte schnell ab. Er wischte sich Krumen aus den Mundwinkeln. Sodann entfaltete er sein Taschentuch, betrachtete prüfend den Saum, den fehlenden Saum, die durchbrochene Stickerei eines »G« mit Schnörkeln oder

Rankenwerk. Diese Kleinigkeit stach mir in die Augen, denn G war nicht sein Initial, und da das Taschentuch nach Gardenien roch, konnte es auch gar nicht sein eigenes sein.

»Kümmern Sie sich lieber um Ihre Statistiken, Mr. Henken«, bellte er und winkte mir mit dem Taschentuch zu, mit einer Bewegung so ungestüm wie der Frühling.

»Meine Statistiken . . .«, echote ich.

An meinen Schreibtisch zurückgekehrt, gab ich die Neuigkeit mit gedämpfter Stimme weiter an Arragan-Horgan, Simon Sandowski, Tom Malaniffe, Ruthie, Mary und Sue, alles meine Landsleute und in gleicher Stellung wie ich. Einzig Tom hatte noch nicht erfahren oder geahnt, daß etwas furchterregend Fremdartiges auf uns zukam. Aus irgendeinem Grund bin ich stets unter den letzten, die mitbekommen, was andere längst wissen.

Warum eigentlich?

Ich bin eben ein nicht alltäglicher Mensch.

Mein Schreibtisch war übersät mit Papierkram. Nur hier und da zeigte sich ein Stückchen der grasgrünen Unterlage aus Löschpapier. Die Unordnung war Zielscheibe allgemeiner Mißbilligung, und so faßte ich den Entschluß, durch bloßes Aufräumen ein wenig Ordnung in meine Angelegenheiten zu bringen.

Der Schreibtisch hat auf der linken Seite unten eine Schublade, die ich bislang nicht zu öffnen vermochte. Bei Antritt der Stelle vor etwa zwei Jahren hatte ich die Schublade fest verklemmt vorgefunden. Arragan-Horgan und ich hatten unsere Arbeit am selben Morgen aufgenommen, und da wir uns nicht hatten entscheiden können,

wer welchen Schreibtisch belegte, hatten wir Münzen geworfen. Der eine Schreibtisch stand in der Nähe von Fenstern; daran zu sitzen war im Sommer angenehm und im Winter günstigenfalls erfrischend. Der andere – mein Schreibtisch, wie sich dann herausstellte – hatte seinen Platz in einer warmen, allerdings auch stickigen Ecke, und vor ihm sitzend, blickte man auf eine Wand, deren fleckiges Amtsgrün von den Jahren gezeichnet war.

Erst jetzt ging mir auf, um wieviel bequemer es wäre, könnte ich einiges von dem Plunder auf der Tischplatte einfach in die Schublade stopfen, die ich noch niemals benutzt hatte. Doch auch kräftiges Ziehen nützte nichts. Das hatte ich bereits früher versucht. Sie bewegte sich nicht. Ich hätte nach einem Schlosser rufen können, wenn da nicht der Umstand gewesen wäre, daß die Schublade kein Schloß besaß.

So mußte ich mir anderweitig helfen. Ich schichtete die Papiere sorgfältig zu Stapeln auf und warf alles fort, was ich nicht unbedingt benötigte. Einige nicht sonderlich wichtige Notizen wollte ich aufbewahren und gedachte sie unter der Schreibunterlage zu verstauen.

Als ich die Unterlage anhub, fiel ein Stück dicken Papiers zu Boden. Beim Aufheben erkannte ich eine Zeichnung, eine Karikatur von MacFinster, die ziemlich gut getroffen war; ich wußte sofort, daß er es sein sollte. Er trug ein Monokel im linken Auge und war bis auf die Hüften nackt. Seine Brust war kahl und glatt. Er hatte Knickerbocker an. Seine Beine, von den Knien an sichtbar, steckten in metallenen Manschetten, und anstelle von Füßen besaß er kleine Räder, die den Laufrollen von Sofas ähnelten. Die Zeichnung war mit Ernest Co- signiert.

Den Familiennamen konnte ich nicht entziffern, denn die letzten Buchstaben waren gleichsam in sich zusammengefallen, im Nichts endend. Es mußte sich um vier Buchstaben handeln. Ein Name wie Cook. Cole? Cord? Doch vielleicht waren es auch fünf Buchstaben – etwa Corey? Es ließ sich nicht eindeutig feststellen.

Die Zeichnung belustigte mich, munterte mich irgendwie auf. Ich legte sie sorgfältig auf den Schreibtisch zurück, noch weiter unter die Unterlage, damit sie nicht wieder zu Boden fallen konnte. Später dann erkundigte ich mich nach Ernest Co-.

Tom war noch nicht lange genug hier, doch Simon erinnerte sich an ihn.

»Ernie – Ernie Coke, meinen Sie den? Der Kerl saß vor Ihnen an Ihrem Schreibtisch. Warum fragen Sie nach ihm? Hätte einem an dem etwas auffallen sollen? Ich habe jedenfalls nichts Besonderes bemerkt. Er kam mit MacFinster nicht aus. Weiter nicht verwunderlich. Er nannte ihn MacFinicky, den Dünnlippigen und Dünnärschigen. Auch nicht gerade eine Offenbarung. Was sonst? Ernie hatte eine Art Spürnase für Worte. Die haben viele. Auch daran ist nichts Besonderes. Er sagte, er wolle Schriftsteller werden und sitze hier nur seine Zeit ab, bis er den großen Treffer gelandet habe. Doch er hat keinen großen Treffer gelandet, nicht einmal einen Zufallstreffer. Ich glaube nicht, daß er irgendeine Zeile an den Mann gebracht hat oder daß er auch nur einen Leserbrief bei einem Käseblatt unterbringen konnte. Was gibt es sonst noch über ihn zu erzählen? Hatte einen merkwürdigen Sinn für Humor. Er pflegte zu sagen, sein Hintern sei nicht rund, sondern platt und eckig, und daran könne

man den Schriftsteller erkennen. Er war nicht verrückter als wir alle hier, nur großmäuliger. Posaunte ständig alles aus, was er dachte. So kündigte er jedesmal an, wenn er sich auf das Klo verzog. So laut, daß es jeder hören konnte. Komisch? Ziemlich verrückt, wenn Sie mich fragen. Zum Schluß führte er nur noch Selbstgespräche. Und zwar laut, sage ich Ihnen, mit einer Lautstärke, als wollte er sichergehen, daß auch alle es hörten, als wollte er jemanden ärgern. Vielleicht wollte er auch nur etwas übertönen – Stimmen in seinem Kopf oder so, denn es hörte sich an, als ob er auf Fragen antwortete, die niemand gestellt hatte. Zuweilen stieß er einen Schrei aus, wirklich spaßig, und man hatte alle Mühe, keine Miene zu verziehen. Von Zeit zu Zeit konnte sich Sandy vor lauter Lachen nicht halten. Doch dann war es überhaupt nicht mehr komisch oder lustig, wissen Sie, sondern ziemlich ernst und persönlich.

Doch ich habe hier einige wirkliche Luis kennengelernt, und auch an Ihrem Schreibtisch saßen ein oder zwei Typen, gegen die Ernie nur ein Waisenknabe war. Was ist los, Richard? Warum dieses plötzliche Interesse?«

Ich hatte keine Ahnung.

Gegen Mittag konnte ich kaum noch ruhig auf meinem Stuhl sitzen. Meg sollte um elf Uhr ankommen. Wenn alles gutging. War alles gutgegangen? Ich schaute immer wieder zur Uhr an der Wand. Sie bewegte sich in Krämpfen weiter; in Abständen von fünf Minuten erklang ein schnappendes Geräusch, und der Minutenzeiger sprang vorwärts, während der Stundenzeiger unruhig zitterte. Wie gebannt starrte ich auf den Minuten-

zeiger: Hoffnung, Halt, Hoffnung . . . Unter solchen Umständen konnte man nicht weiterarbeiten.

Ich beschloß, in der Mittagspause nach Hause zu gehen.

Als ich Arragan-Horgan mitteilte, daß ich mich nicht wohl fühle und deshalb für den Rest des Tages freinehmen wolle, meinte er, tief Luft holend: »Menschenskind, das nenne ich einen genialen Gedanken! Sie haben ein Wochenende von drei Tagen vor sich, natürlich rein zufällig.« Zweieinhalb. Doch ich widersprach nicht.

MacFinster, völlig abwesend, nickte nur, und ich bin nicht sicher, ob er überhaupt verstanden hat, was ich ihm erklärte. Im Gehen schaute ich noch einmal über die Schulter zu ihm hin. Er saß hinter seiner Glaswand, in der gleichen Haltung, fummelte und fingerte an seinem Taschentuch herum; es nahm die Form eines Kegels an, dann einer Haube, dann einer Haube für seinen Daumen. Er war offensichtlich tief in Gedanken versunken. Flüchtig schaute er auf, an mir vorbei, glatt durch mich hindurch.

Als ich die Löwen hinter mir hatte, die, zahm wie Schoßhunde, den Eingang zur Bibliothek bewachten, fühlte ich mich schon besser, und noch besser ging es mir, als ich den Fußgängerstrom durchquert hatte, der sich strudelnd vorwärts drängte. Die Stadtluft war übelriechend. Der Grad der Luftverschmutzung war »gefährlich«, schlimmer als das »nicht zufriedenstellend« von gestern. Im Rundfunk hatte ich gehört, daß sie von nun an jeden Morgen im Wetterbericht auch den Meßwert der Luftverschmutzung bekanntgeben wollen.

Als ich aus dem Bus stieg, fühlte ich mich, trotz der Luft, noch viel besser. Mit dem Gefühl, Reichtümer zu besitzen, setzte ich einen Fuß vor den anderen.

»Ist jemand da?« fragte ich, als ich die Tür öffnete. Das ist mein Gewohnheitsgruß.

Ist jemand rar? kam das übliche Echo zurück.

Meg saß allein am Eßzimmertisch. Ihre gespreizten Hände lagen auf dem Wachstum. Sie starrte sie unentwegt an. Obwohl bereits über Dreißig und trotz allem, was sie durchgemacht hat, sah sie nicht älter aus als vierzehn, keinen Tag älter. Sie sah aus wie ein Mädchen, das gerade in die Pubertät gekommen ist – vielleicht nicht einmal das. Ihr Gesicht klar und freundlich, ihr Mund ein vollkommenes Schmollen, ihre Augen wasserklar, widerspiegelnd, nicht erinnernd. Doch um ihre Augen lagen unverkennbar Aschenreste, ein wenig Erinnern.

»Ich bin da«, sagte ich.

Sie zuckte mit den Achseln, als wenn sie sagen wollte: Das sehe ich selbst. Und was weiter?

»Ich bin nach Hause gekommen, um dich auf einen Spaziergang mitzunehmen. Es ist schön draußen.«

Miss Kay trat ins Zimmer. Sie trug keine Dienstkleidung.

»Schöner Tag?« warf sie ein. »Ich denke, es regnet draußen, und das nennen Sie schön?«

Ich schaute schnell an mir hinab. Auf Schultern und Ärmeln glitzerten frische Regentropfen, und zu meinen Füßen hatte sich sogar so etwas wie eine Wasserlache gebildet, welche die Feststellung von Miss Kay bekräftigte. Außerdem waren meine Haare naß, denn ich hatte meinen Hut vergessen.

»Tatsächlich, es muß wohl – regnen«, räumte ich ein. »Wenn es aufhört, nehme ich Meg mit nach draußen, damit sie ein wenig Bewegung bekommt.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, meinte Miss Kay.

»Ich glaube, Meg würde gern spazierengehen«, erklärte ich mit fester Stimme.

»Sie sprechen wohl besser für sich selbst«, wandte Miss Kay ein.

Natürlich hatte sich Meg während unseres kleinen Disputs in Schweigen gehüllt.

»Möchtest du, Meg?« drängte ich.

»Möchtest du, Meg, was? Du spinnst, das ist schon mal klar«, erklärte Meg und starrte dabei die Wand an.

Ich lachte, was blieb mir anderes übrig.

Dann schickte ich Miss Kay für einige Stunden fort. Sie verließ uns nur zu gern. Zum Abschied warf sie mir jählings den *Anzeiger* zu. »Warum lesen Sie ihr nicht aus der Zeitung vor, zum Beispiel die Comics oder das Kreuzworträtsel? Das würde Sie *beide* vor Langeweile bewahren. Was halten Sie davon?«

War da Sarkasmus im Spiel?

Zum Mittagessen bereitete ich Brotschnitten vor, belegte sie mit feingehacktem Schinken und zerschnitt sie zu acht Happen. Meg hatte seit zwölf Jahren keinen Gebrauch mehr von ihren Händen gemacht. Anfangs hatte sie die Hände nicht benutzen wollen, doch mittlerweile fehlte ihr sogar die Kraft, mit ihnen umzugehen, sollte sie auf den Gedanken kommen, sich ihrer wieder zu bedienen. Sie hatte die Hände einer Ikone, elfenbeinfarbene dünne Knochenkegel mit Haut überspannt. Ich schob – zwängte, um genau zu sein – die Brotstücke zwischen Daumen und Mittelfinger von Megs linker Hand, die angefangen